



LIA LOUIS

Acht perfekte Stunden

Roman

Aus dem Englischen
von Veronika Dünninger



PENGUIN VERLAG

Die Originalausgabe erschien 2021 unter dem Titel *Eight Perfect Hours*
bei Trapeze, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

6. Auflage

Copyright © 2022 der Originalausgabe by Lia Louis

Copyright © 2022 der deutschsprachigen Ausgabe by Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Angela Kuepper

Umschlaggestaltung: Favoritbuero

Umschlagabbildungen: ©lavendertime, ©nadezhda F, ©Lauritta/shutterstock

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10625-8

www.penguin-verlag.de

*Für Ben,
den einen am anderen Ende meines roten Fadens.*

Ein unsichtbarer roter Faden verbindet die,
denen es bestimmt ist, einander zu begegnen,
unabhängig von Zeit, Ort und Umständen.
Der Faden mag sich spannen oder verheddern.
Aber er wird niemals zerreißen.

Altes chinesisches Sprichwort

Kapitel 1

Für Noelle. Mein Mädchen. Meine beste Freundin.

Hier ist er. Ein Brief von meinem vergangenen Ich an dein zukünftiges Du. Gott, es ist so seltsam, diese Zeilen zu schreiben, in dem Wissen, dass du die Worte in fünfzehn Jahren tatsächlich lesen wirst. Die zukünftige Noelle Butterby! Ich frage mich, wo du sein wirst und wer du letztendlich werden wirst. Ich nehme an, das ist der Sinn von dem hier – unsere Prophezeiungen und Hoffnungen füreinander aufzuschreiben. (Und, Elle, du solltest in meinem Brief besser Leo DiCaprio festhalten, und zwar nicht nur mit einem Date und einem mickrigen Gutenachtkuss. Ich rede von der verschwitzten Autoszene in Titanic, mit Boyz-II-Men-Songs untermalt und weniger Eisberg bedingten Todesfällen, natürlich.)

Also dann. Jetzt zu meinen Hoffnungen für dich, zukünftige Noelle, und davon habe ich jede Menge.

Erstens einmal hoffe ich, dass du so viel um die Ohren hast, dass du fast vergisst, heute Abend zu kommen – um dabei zu sein, wenn sie die Zeitkapsel aus dem Boden holen. Ich hoffe, du steigst direkt aus einem Flugzeug aus ... L.A. vielleicht? Indonesien? Oh! Was ist mit Queensland, dem Land der heißen Tauchlehrer? Na ja. Wo immer es ist, ich weiß nur, dass du so weit gereist sein wirst, dass deine Kinder nach coolen, fernab gelegenen Dörfern benannt sein werden, von denen noch nie

irgendjemand gehört hat, und dass du die Art Person sein wirst, die mitten im Gespräch »aus Versehen« ins Französische rutscht.

Zweitens hoffe ich, dass dein Leben voller Liebe ist. Jaja, ich weiß, klassisches Klischee, klassisches Ich, aber das hoffe ich eben. Das hoffe ich wirklich. Du sollst vor Liebe platzen! Schmetterlinge, Gänsehaut, Kann-nichts-essen-muss-mich-übergeben-Liebe. Ich würde ja deinen Seelenverwandten erwähnen – den einen am anderen Ende deines roten Fadens –, aber ich will nicht, dass du die Augen so sehr verdrehst, dass sie in deinem Hinterkopf stecken bleiben, denn du willst den Mann schließlich ansehen können. Er wird nämlich absolut heiß sein. Und ein Charmeur. Und so groß, dass du Nackenschmerzen kriegen wirst. Vielleicht wird er sich sogar spezielle Schuhe kaufen müssen, weil seine Füße so groß sind. Nur das Beste für dich, meine Freundin. Wart's nur ab.

Ich hoffe, du findest diesen einen Job, der sich nicht wie Arbeit anfühlt.

Ich hoffe, du kriegst letztendlich dieses Pizzateigrezept auf die Reihe, das wir jedes einzelne Wochenende vermasseln.

Ich hoffe, du fährst mit dem Heißluftballon, und dass du eine Sommernacht irgendwo draußen unter den Sternen schläfst (ohne Zelt). Ich hoffe, dass du mit diesem Nachtzug fährst. Aber vor allem hoffe ich, dass du glücklich bist, Noelle Butterby. Dass du inzwischen siehst, was ich sehe – all diese Kraft, diese Freundlichkeit und Gutherzigkeit und diese Helligkeit –, und dass du das alles endlich aus dir herausgelassen hast. Der Welt gezeigt hast, dass es dich gibt.

Und zuletzt (weil das Papier und der Umschlag, die sie uns gegeben haben, so klein sind, dass es wirklich ein Witz ist) hoffe ich, dass wir, wo immer wir sind, weiterhin miteinander reden

werden, egal was. Denk dran, wenn wir nicht zusammen sein können, dann müssen wir einfach nur die Augen schließen und so tun, als ob.

Ich liebe dich, Noelle.

Immer,

Daisy x

Ich bin mir nicht ganz sicher, was ich dachte, wo ich an diesem Punkt meines Lebens sein würde. Wenn Sie mich vor fünfzehn Jahren gefragt hätten: »Also, Noelle, was denkst du, wie dein Leben am 9. März in fünfzehn Jahren sein wird?«, ich bin sicher, dann hätte ich vermutlich so etwas gesagt wie: »Glücklich, sesshaft«, oder: »Wie etwas aus diesen Werbeanzeigen im Park-Christmas-Katalog, nehme ich an. Sie wissen schon. Nettes Haus, lächelnder, Pullover tragender Ehemann, eines dieser vornehmen Ecksofas.« Aber eines ist sicher, *das hier* hätte ich nicht erwartet. Ich, allein, in meinem Wagen gestrandet, auf einer verschneiten Autobahn im Stillstand, mein Handy-Akku leer, während die Tränen mein Make-up schneller entfernen, als es jedes noch so raffinierte Produkt je tun könnte. Und mein Herz bricht ein klein wenig. Ein Häuflein Elend, ehrlich gesagt. Bei all den Dingen, die ich heute Abend vielleicht erwartet habe – *ein Häuflein Elend* zu sein, war mit Sicherheit keines davon. Nicht einmal annähernd.

Ich hätte mir denken können, dass dieser Abend eine Katastrophe werden würde – »im Arsch«, wie mein Bruder Dilly sagen würde. Der unerwartete, langsam rieselnde Schnee, im *März*, ausgerechnet, der quälende Stop-and-go-Verkehr, die Handy-Ladestation in meinem vorsintflutlichen Wagen, die *schon wieder* streikt, die Tatsache, dass ich über eine

halbe Stunde zu spät ankam, obwohl ich genau pünktlich zu Hause losgefahren war und die ganze Fahrt verdammt sorgfältig geplant hatte. Eine etwas abergläubischere Person würde vielleicht sagen, dass das alles winzige Warnzeichen oder so waren – Hinweise auf Dinge, die da kommen würden. Verzweifelte kleine Winke des Universums, die mir sagen wollten: »Kehr um, Noelle! Jetzt!« und: »Halt! Ich weiß, du denkst, es ist nur richtig, dass du heute Abend dorthin fährst, und ich weiß, es ist fünfzehn Jahre her, aber glaub uns, wenn wir dir sagen, dass es eine abgrundtiefe Enttäuschung sein wird und dass du weitaus besser dran sein wirst, wenn du jetzt umkehrst und den Arbeitslohn zweier Tage in diesem kleinen Drive-in für Donuts verbalerst und auf der Fahrt nach Hause mehrere Dutzend davon in dich hineinstopfst.« Aber ich fühlte mich unwillkürlich optimistisch. Kotzübel mit einem Magen voller nervöser Aale, ja, natürlich, aber ich war hoffnungsvoll. Sogar ein klein wenig aufgeregt. Mein altes College wiederzusehen – alte Klassenkameraden, erwachsen geworden, alte Klassenzimmer, die Cafeteria, in der wir fettige Pommes frites und unzählige gummiartige Backkartoffeln aßen. Endlich den Brief lesen zu können, den Daisy mir vor ihrem Tod geschrieben hat, und auch die Kamera abzuholen; ihre letzten strahlenden Momente, sicher festgehalten auf dem Film darin. Außerdem würde ich vielleicht Ed wiedersehen. Wir würden reden. Vielleicht sogar etwas zusammen trinken, darüber reden, wo das mit uns schiefgelaufen ist – wo wir *im Arsch* geendet sind.

Der Schnee weht jetzt heftiger gegen die Windschutzscheibe meines Wagens, wie eine umgedrehte Schneekugel. Wir haben uns seit einer Ewigkeit nicht mehr weiterbewegt.

Ich bin mir nicht sicher, wie lange genau es her ist, aber lange genug, um Mum eine SMS zu schicken und ihr zu sagen, dass ich im Verkehr feststecke, bevor mein Handy-Akku in meiner Hand ausgegangen ist, und lange genug, um Daisys Brief unter dem zitronensirupartigen Schimmer der Innenbeleuchtung meines Wagens zu lesen. Es hat auch jede Menge Zeit zum Weinen gegeben, so viel, dass ich mir die Nase mit dem neongrünen Mikrofasertuch putzen musste, das ich im Handschuhfach aufbewahre, um die Scheiben freizuwischen. Ich kann nur hoffen, dass es keiner der anderen Fahrer mitbekommen hat. Daisys Handschrift zu sehen – mit den winzigen »c« anstelle von Punkten auf den »i«, wie Mondsicheln –, war der Auslöser, das und ihre lebhafteste, musikalische Stimme in meinem Kopf, während ich las. Ihre kleinen Witze. Die Erwähnung des roten Fadens – ein Zitat, das sie in irgendeinem Buch gelesen und von dem sie wochenlang verträumt geredet hat. Und das alles schwarz auf weiß zu sehen: alles, was ich nicht getan habe.

Hinter mir drückt ein Fahrer sinnloserweise auf die Hupe, womit er jemand anderes dazu bringt, es ihm gleichzutun. Als ob das irgendetwas ändern würde, als ob es auch nur den geringsten Einfluss auf die Schlangen über Schlangen von Wagen hätte, die Stoßstange an Stoßstange im Verkehr feststecken. Ein heißer Schwall von Panik blubbert in mir hoch. Ich schlucke ihn hinunter.

Bestimmt geht es bald weiter. Wir müssen zu Hunderten sein, hier auf der zweispurigen Autobahn – zu *Tausenden* sogar, alle mit einem Zuhause und Orten und Leuten, zu denen wir wollen. Sie werden uns nicht lange hier hängen lassen, bevor sie klären oder regeln, was immer das hier verursacht, oder?

Die Rücklichter des Wagens vor mir gehen aus, als würden sie antworten: »Ja. Ja, das werden sie ganz sicher, Noelle«, und dann, wie Kohlensäure im Hals einer Flasche, steigt die Panik in meiner Brust hoch. Ich stelle das Radio lauter.

Die Kamera war nicht da. Das war auch keine Hilfe in der Tränensituation – die Tatsache, dass Daisys Kamera mit den vierundzwanzig unentwickelten Fotos nicht da war, in der Zeitkapsel. Und zugegeben, *viele* Dinge waren heute Abend nicht da, darunter die Hälfte der Leute, die ihre Teilnahme an dem Klassentreffen zugesagt hatten, der Fotograf von der Lokalzeitung und die Barbecue- und Bierzelte, die das College angekündigt hatte. Der Schnee und der Verkehr haben alles über den Haufen geworfen. Aber ich weiß, dass Daisy ihre Kamera zusammen mit dem Brief in ihren Plastikumschlag gesteckt hatte, bevor er vor all den Jahren vergraben wurde, und allein schon sein geringes Gewicht verriet mir noch während der Übergabe, dass sie nicht drin war.

»Ich fürchte, wir haben nicht alles ausgegraben, wegen des Wetters«, sagte die neue Leiterin der Geschichtsabteilung, die Ärmel hochgekrempelt, ihre Wangen ein nervöses Cranberryrot. »Viele Umschläge sind in dieser Zeitkapsel, aber die restlichen sind in der anderen, die noch immer im Boden steckt, und werden es bleiben, bis wir einen neuen Termin für das Klassentreffen ansetzen, leider.« Hinter mir hallte der Saal vom Geplapper enttäuschter ehemaliger Studenten, die, Plastikbecher mit billigem Wein in den Händen, mit alten Freunden Neuigkeiten austauschten, Lebensläufe zu zehnminütigen Anekdoten zusammenfassten, über das Wetter laberten, über Zugausfälle, darüber, was für ein Jammer es sei, dass der Abend vom Schnee ruiniert worden sei.

»Es ist nur – die Kamera war hier drin«, erwiderte ich, »in diesem Umschlag.«

»Verstehe«, meinte die Frau. »Wie ich bereits sagte, sie könnte in dem anderen Gefäß sein.« Dann reichte sie mir einen Stift und ein Klemmbrett. »Wenn Sie Ihre Kontaktdaten hier hinterlassen, werden wir Sie benachrichtigen, sobald wir einen neuen Termin für die Veranstaltung ansetzen. Und wenn wir etwas finden.« Und das war's – ein Gekritzel, ans Ende einer schiefen Namensliste gequetscht, bevor jemand in einer Warnweste nach vorn drängte, um zu verkünden, dass sie die Türen in zehn Minuten schließen würden. Und das war der Moment, in dem ich mich schweren Herzens abwandte, meinen Brief und Daisys Umschlag in der Hand – und Ed sah. Sechszwanzig Monate nachdem wir uns getrennt hatten – nachdem er in dieses Flugzeug nach Amerika gestiegen und fast fünftausend Meilen von mir weggefliegen war –, war er da. Nur ein paar Meter von mir entfernt in der Lobby des College, zwischen verwirrten ehemaligen Studenten und plappernden Stimmen, mit goldbrauner Haut und strahlenden Augen und frisch auf diese unbestimmbare Art, die Leute an sich haben, wenn sie nach Hause zurückgekehrt sind. Neue Erfahrungen und neue Orte ins Gesicht geschrieben, ein Glanz auf ihrer Haut. Und er sah mich sofort. Unsere Blicke hafteten aneinander wie Klebstoff. Und ... *nichts*. Nicht einmal ein Nicken. Nicht einmal ein winziges, verlegenes Lächeln. Nur ein erstarrter, eisiger Moment, bevor er sich abwandte und die Automatiktüren ihn verschluckten. Zwölf Jahre gemeinsamer Erinnerungen, an Sonntagsbraten und Weihnachtsfeste und Kurzurlaube und daran, wie er mir zusah, wie ich mir die Bauchhaare bleichte – offenbar nicht einmal

ein Lächeln wert, das man einem Fremden im Supermarkt zuwerfen würde. *Gott*. Mehr als deprimierend. Donuts. Ich hätte die verdammten Donuts wählen sollen.

Draußen wirbelt der Schnee unablässig, und wie synchronisiert beginnt das Meer orangefarbener Bremslichter, die die matschige Straße vor mir erhellen, zu erlöschen, eines nach dem anderen, wie ausgeblasene Flammen. Fahrer geben auf, Motoren werden abgestellt.

»Ein Song jetzt«, sagt der DJ im Radio, »um uns alle ein bisschen aufzuwärmen. Und ist es nicht eine Gemeinheit, dass wir so etwas nie an Weihnachten kriegten, hey, denn da draußen kommt es jetzt *richtig* heftig herunter.«

Und er hat recht. Das tut es. Schnee. Richtiger, verdammt dicker, liegen bleibender *Schnee*. Neben mir mein Handy, mit leerem Akku, ein schwarzer Spiegel auf dem Beifahrersitz. Keine Möglichkeit, mir die Zeit zu vertreiben, indem ich auf Instagram oder Twitter herumschleure oder auf die Nachricht meiner Freundin Charlie bezüglich Ed (»Der Typ ist ein Riesenarschloch, Noelle. Ein rückgratloser kleiner Scheißkerl!«) antworte, keine Möglichkeit, ihn wie zwei billige Detektive zu sezieren, diesen ganzen Nicht-Wortwechsel. Und natürlich keine Möglichkeit, Mum anzurufen – *irgendjemanden* anzurufen, um genau zu sein. Ich versuche es noch einmal mit dem Ladekabel. Natürlich tut sich nichts.

Ich stoße ein sinnloses »*Scheeeiiiße!*« aus und bedecke mein feuchtes, glühendes Gesicht mit den Händen. Ein Harry-Styles-Song läuft im Radio – irgendetwas von Erdbeeren an einem Sommerabend –, und ich könnte über die Ironie lachen, die Temperaturanzeige, minus fünf Grad, die dreist zu mir zurückstarrt, die Wagen, die Stoßstange an Stoßstange vor

mir auf der Straße stehen, mit einer Eisschicht überzogen wie glasierte Brötchen. Ich kann nicht hier feststecken. *Ich kann nicht*. Was werde ich wegen Mum unternehmen, wenn ich länger als ein oder zwei Stunden hier feststecke?

Es dauert zwanzig angespannte Minuten, bis ein Verkehrsschild vor mir aufleuchtet, um in seinem fröhlichen Broadway-Schriftzug zu verkünden: M4 GESPERRT, GRÖßERE VERZÖGERUNGEN, zwei Minuten, bis die Tränen wieder kommen (und das Scheibenwischtuch prompt *wieder* die Bühne betritt), und noch einmal fünf, bis Fingerknöchel an mein Beifahrerfenster klopfen.

Kapitel 2

»Äh, hi. Brauchst du ... äh, Hilfe?«

Ich starre den Mann durch den winzigen Spalt im Beifahrerfenster an, ernste braune Augen, pechschwarze Wimpern, blinzeln, während dicke Schneeflocken fallen.

»Ähm. Ich ... ich war ...« Meine Stimme ist belegt, als hätte ich einen zusammengeknüllten Socken in der Kehle. »Ich habe versucht ...«

»Es ist nur, ich habe dich eben mit deinem Handy gesehen«, unterbricht er mich. Er macht eine Geste, fuchtelte mit einem Arm durch die Luft, auf eine irgendwie geistesgestörte Art, bevor er die Hand wieder in seiner Jackentasche versenkt.

»Oh. Verstehe.« Na toll. Genau wie befürchtet, haben andere Fahrer *tatsächlich* meinen Zusammenbruch im Wagen mitbekommen. Die Tränen, das Fluchen auf niemand Bestimmtes, das verdammte Mikrofasertuch in der Farbe von Raver-Unterhosen. »Ich hatte keinen Empfang«, sage ich. Ich räuspere mich, richte mich auf, als müsste ich beweisen, dass ich tatsächlich sehr stabil bin. »Und jetzt ist mein Akku leer. Ich habe versucht, meine Mum zu erreichen.« Ich halte mein lebloses Handy hoch. »Aber ich habe es geschafft, eine SMS zu schicken, bevor der Akku ausgegangen ist. Zum Glück.«

Der Mann sieht zur Seite, auf die Straße vor uns, und dann durch die Scheibe wieder zu mir zurück. »Okay, also ... Falls

du dir ein Handy oder Ladekabel borgen musst ... melde dich einfach, würde ich sagen.« Er ist Amerikaner, dieser Fremde. *Sehr* amerikanisch. Mein Bruder Dilly würde vermutlich erraten können, aus welchem Bundesstaat er kommt, nachdem er nur ein paar Worte aus seinem Mund gehört hätte. Dilly ist besessen von allem, was mit Amerika zu tun hat. Das Essen, die Filme, die komischen kleinen Briefkästen und wie sie alle ständig Obstauflauf essen (seine Worte, nicht meine). Er war sogar einmal mit einem Mann aus Boston zusammen und hat eine Woche lang mit einem solch obskuren amerikanischen Akzent gesprochen, dass unser Nachbar Ian sich mit uns zusammengesetzt und uns ganz vorsichtig gefragt hat, ob wir es vielleicht für möglich hielten – und wir sollten bitte nicht beunruhigt sein –, dass Dilly eine allergische Reaktion erlitten haben könnte.

»Ah, danke. Aber es ist nicht das Ladekabel«, sage ich zu dem Amerikaner. »Es ist die Ladestation. Die, ähm ... Steckdose?«

»Ah.«

»Mein bescheuerter Bruder hat sie kaputt gemacht. Hat einen Laptop angeschlossen. Er war für zwei Tage zu Hause, hat sich den Wagen geliehen, und das war's. Musste offenbar unbedingt ein Demo mixen. Hat das Haus nur für Tomatenpüree verlassen.«

»Okay.«

»Es ist ein superalter Wagen«, schwafele ich weiter, als ob es diesen armen Kerl etwas kümmern würde, aber ich bin nervös, und ich kann nicht anders – kurze Antworten oder schweigsame Augenblicke flehen mich förmlich an, die Stille mit Worten auszufüllen. Außerdem ist er – na ja, gegen Wissen-

schaft und Natur lässt sich nichts sagen –, er ist wirklich ziemlich attraktiv, dieser Mann. Ich meine ... *sehr*. »Die Heizung springt manchmal nicht an«, labere ich weiter. »Und ab und zu schließt uns der Wagen sogar ein und weigert sich rundweg, uns wieder herauszulassen.«

»Verstehe«, ist alles, was er sagt, aber ich sehe das winzige Zucken eines Lächelns durch die beschlagene Scheibe, als ob er irgendwie wüsste, dass die Heizung nur deshalb kaputt ist, weil ich eine Dose Tizer über dem Regler verschüttet habe. »Nun ja, falls du es aufladen musst, ich bin ...«, er wirft über die Schulter einen Blick auf den schwarzen Wagen, der neben meinem steht, die Innenbeleuchtung ist eingeschaltet, die Tür leicht angelehnt, »... gleich dort drüben.«

»Oh.« Ich nicke. »Okay. Danke. Aber ich bin sicher, in ein paar Minuten geht es weiter.«

»Optimistisch«, sagt er, wie zu sich selbst.

»Ja. Na ja, ich *hoffe* es.« Und das tue ich wirklich – das *muss* ich. Denn Mum ist es nicht gewohnt, allein, ohne mich, zu Hause zu sein, und wenn ich allzu sehr darüber nachdenke, darüber, wie ich hier feststecke, und über diesen ganzen katastrophalen Abend, dann werde ich vielleicht wieder weinen, und dieser Mann – diese ganze Autobahn, um genau zu sein – hat schon jetzt genug gesehen. Außerdem werde ich nicht vor zehn zu Hause erwartet, sodass ich noch immer eine Stunde habe, um ganz normal anzukommen, ohne Drama, ohne unbeholfene Begegnungen mit Fremden und ihren Autos und Amerikanern.

»Na dann.« Er richtet sich auf, nickt vage.

»Danke für das Angebot«, sage ich, und einen Augenblick später ist mein Fenster fest geschlossen, und er sitzt wieder in seinem Wagen neben mir auf dem gefrorenen Asphalt.

Kapitel 3

Es ist erstaunlich, wie quälend langsam eine halbe Stunde verstreicht, wenn man kein Handy hat. Ich denke nicht gern, dass ich süchtig nach meinem Handy bin, oder wenn ich es bin, dann bin ich mit Sicherheit nicht annähernd so versklavt davon wie meine Freundin Charlie, die jeden Sonntagabend damit verbringt, Strategien zu entwickeln, wie sie ihr Handy *nicht* benutzen könnte. »Ich habe eine ganze Arbeitswoche an meinem Handy verbracht, Noelle, obwohl ich jedem armen Scheißkerl, der gewillt ist zuzuhören, sage, dass ich keine Zeit habe«, erzählt sie gern. »Früher fand ich Meditation scharf. Früher fand ich Männer mit Bart scharf. Aber nein, heutzutage nicht mehr. Heutzutage finde ich einen Bildschirm und eine Internetverbindung scharf. Es ist traurig. Eine moderne Tragödie.« Aber ohne mein Handy kann ich nichts anderes tun, als durch die Windschutzscheibe zu starren, meine Fingernägel wund zu kauen, zuzusehen, wie Leute aus ihren Autos und ins Gebüsch schlüpfen, um zu pinkeln, tief in ihrem Kofferraum wühlen, um staubige alte Decken oder Packungen aus Einkaufstüten hervorzuholen, während der Schnee einfach immer weiter fällt. Vor ein paar Augenblicken hat ein Fahrer auf der anderen Spur stolz ein fünfsaitiges Banjo herausgeholt.

Im Radio kommen wieder Kurznachrichten, aber sie bringen dasselbe wie vor zwanzig Minuten. Irgendetwas mit ei-

nem Fußballer und einem Gerichtsverfahren, dann die näselnden Ankündigungen von *Schnee, der Teile des Vereinigten Königreichs bedeckt. Größere Verzögerungen. Straßensperrungen. Der Öffentlichkeit wird empfohlen, unnötige Reisen zu vermeiden.*

Und vielleicht hätte ich doch auf Mum hören sollen – auf ihre Bitten, ich solle zu Hause bleiben. »Gary in der Nummer 21 hat auf Facebook geschrieben, dass es fünfzehn Zentimeter Schnee geben soll, Noelle«, sagte sie, bevor ich losfuhr, den Kragen ihres zartrosanen Morgenmantels umklammernd. »Und er hat immer recht. Er hat früher für Millets gearbeitet.« Andererseits unternimmt Mum selbst keine Reisen, nicht einmal die nötigen. Es ist drei Jahre her, seit sie irgendwohin gefahren ist, oder vielleicht sollte ich besser sagen, dass sie weiter gegangen ist als bis zu den Recyclingtonnen im Vorgarten und ihrem achtwöchentlichen Friseurtermin und zurück, den sie wahrnimmt, als ob sie unter Hausarrest stünde und nur ein Zeitfenster von einer Dreiviertelstunde eingeräumt bekommen hätte, bevor die Cops auftauchen werden, um sie über die Motorhaube eines Wagens zu werfen und in Handschellen zu legen. Rein und raus, keine Tasse Tee, kein Small Talk an der Kasse. Wenn ich auf sie hören würde, würde ich wirklich nirgends hingehen. Und wo würden wir beide dann enden?

Ich sehe hinüber zu dem Amerikaner in seinem Wagen. Ich denke immer wieder, dass er mich dabei ertappen wird, wie ich sehnsüchtig hinüberschiele, wie irgendeine Art Perverse in einer verrauchten Bar, aber je mehr Zeit verstreicht und je mehr ich mich abmühe, immer und immer wieder erfolglos an der Ladestation herumhantiere, das Kabel herausziehe und wieder hineinstecke, desto mehr muss ich akzeptieren: *Ich brauche Hilfe*. Denn ich muss Mum erreichen, und inzwischen

ist offensichtlich, mit Gebüschpinklern und Banjos als Beweis, dass wir in absehbarer Zeit nicht weiterfahren werden.

Ich drücke die Wagentür auf und steige aus. Schnee schlägt mir ins Gesicht, während ich in meine Jacke schlüpfte. Dieses geliehene, zigarettenpapierdünne Kleid: eindeutig eine meiner beschissensten Ideen. Es ist *arschkalt*.

Der Amerikaner blickt auf irgendetwas in seinem Schoß, als ich mich seinem Wagen nähere. Ein Buch, glaube ich, oder ist das eine Zeitung? Er sieht auf, als ich an die Scheibe klopfe, und das Fenster gleitet hinunter. Der Geruch von warmem Kaffee und neuem Wagenleder quillt durch den Spalt in die kalte Luft.

»Hey«, sagt er.

»Ich hasse es wirklich zu fragen, aber wenn ich vielleicht kurz ein Ladekabel benutzen könnte ...«

»Na klar. Soll ich das Handy nehmen und dir Bescheid geben, wenn es aufgeladen ist, oder willst du ... kurz einsteigen oder ...«

Er bricht ab, zeigt mit dem Daumen träge über die Schulter auf das Innere seines Wagens.

Gott, ist das peinlich, diese Situation. Es würde sich seltsam anfühlen, mein Handy einem Fremden durch sein Fenster zu reichen, ihn zu bitten, immer wieder nachzusehen, ob es schon genug Akku für einen Anruf hat, in der Hoffnung, dass er auf keine der Nachrichten sehen wird, die eingehen könnten, denn es würde Charlie nicht unähnlich sehen, mir ein Foto von dem neuen Tattoo zu schicken, das sie aus einer Laune heraus auf Theos behaarten Innenschenkel gezeichnet hat, oder ein herangezoomtes Paparazfotografie von Orlando Blooms Hosenladen mit der Nachricht: »Nur noch ein weite-

rer Beweis zur Unterstützung meiner Manche-Penisse-können-schön-sein-These.« Aber es fühlt sich auch seltsam an, zu einem Fremden in den Wagen zu springen, egal, wie still der Wagen steht, egal, wie entzückend und normal der Mann zu sein scheint und wie absolut untypisch für einen Serienkiller. Unter normalen Umständen würde ich auf beides lieber verzichten. Aber das hier sind keine normalen Umstände, oder? Ein Mann, der über die Fahrspur hinweg mit einem Polizisten plaudert, holt soeben triumphierend ein sechzig Zentimeter langes Supermarkt-Baguette von der Rückbank seines Wagens, als wollte er diesen Punkt beweisen.

»Ich denke, ich steige kurz ein«, sage ich, »wenn das okay ist?«

Der Wagen des Amerikaners ist ein Erwachsenenwagen – die Art Wagen, die beheizbare Sitze hat. Die Art Wagen, bei der immer eine vernünftige Handvoll Kleingeld und ein ordentliches Päckchen Taschentücher im Handschuhfach liegen, für den Fall, dass irgendjemand ganz dringend weinen oder sich die Nase putzen muss. Ich bezweifle, dass der Amerikaner hier drinnen je Tizer getrunken hat. Ich bezweifle auch, dass er je auf einem Parkplatz ein McChicken-Sandwich-Menü auf dem Beifahrersitz ausgebreitet und verkleckertes Ketchup in den Sitz gerieben hat, bis es nicht mehr vom Stoff zu unterscheiden war.

»Willst du erst mal mein Handy benutzen, um zu telefonieren?«, fragt der Amerikaner.

»Oh, ähm ... sie wird nicht rangehen.« Ich schließe die Wagentür hinter mir. »Meine Mum. Sie geht nie ran, wenn sie die Nummer nicht erkennt.«

»Oh. Okay.« Das Radio läuft – irgendetwas Folkartiges, langsamer, rauchiger Gesang, sanfte Gitarrenklänge –, und die Heizung summt leise vor sich hin. Er fischt in der Armstütze zwischen uns herum und fördert ein Ladekabel zutage, steckt ein Ende in eine Ladestation unter der Stereoanlage. Das andere Ende hält er mir hin. »Bitte sehr.«

»Ah. Danke.« Ich stöpsle mein Handy ein, lasse es in meinem Schoß ruhen. Warme Erleichterung durchkribbelt mich wie Brandy, als das Ladesymbol auf dem Display aufleuchtet. Ich stoße ein »Puh!« aus, und er lächelt.

Schweigen tritt ein, und wir drehen uns beide nach vorn um und starren durch den verschneiten Schleier der Windschutzscheibe. Ich spiele mit einem Knopf an meiner Jacke. Der Amerikaner richtet sich in seinem Sitz auf, zupft an einem Faden am Oberschenkel seiner Jeans. Er sieht kurz zu mir herüber, ertappt mich dabei, wie ich das Gleiche tue, und wir tauschen eines dieser höflichen Nur-für-Fremde-Lächeln. Er hat ein nettes Gesicht – die Art unbestimmbar nettes Gesicht, die man nicht genau in Worte fassen kann. Als Charlie zu Dates gegangen ist, hat sie immer die Plenty-of-Fish-App durchgescrollt und gesagt: »Ich will einfach nur einen Mann mit einem dieser *netten* Gesichter, weißt du? Einem dieser freundlichen, vertrauenswürdigen, bodenständigen Gesichter, die einem das Gefühl geben: *Ja*. Ich würde dir in den Wald folgen, Kumpel, und wissen, dass die Wahrscheinlichkeit groß ist, heil wieder herauszukommen.« Ja. Der Amerikaner hat eines dieser Gesichter.

»Da draußen kommt ja ganz schön was runter«, sage ich, weil ich, seien wir ehrlich, irgendetwas sagen muss. »Im Wetterbericht hieß es, der Schneefall würde allenfalls leicht sein.«

Der Amerikaner duckt sich, um durch die Windschutzscheibe zu äugen, zwei perfekte Wassermelonenscheiben, die die Scheibenwischer in den Schnee gezeichnet haben. »Ja. Obwohl – ich nehme an, es ist irgendwie leicht.«

»Ach?«

Er zuckt die Schultern. »Na ja, leicht verglichen mit dem Schnee in Toyama oder Syracuse oder so.«

»Oder ... am Nordpol«, ergänze ich matt, und er lächelt und sagt: »Na klar. Oder am Nordpol.«

Schnee rieselt draußen herab, die Schneeflocken wie Entenfedern, als wäre am Himmel ein gigantisches Kissen geplatzt, und im Radio beginnt ein neuer Song. Einen Moment lang herrscht verlegenes Schweigen. Ich werde gehen. Sobald mein Handy auch nur einen Hauch Ladung hat, werde ich aussteigen und ...

»Hast du es weit nach Hause?«, fragt er.

»Nicht wirklich. Halbe Stunde«, sage ich zu ihm, und er nickt, erzählt mir, dass er gerade auf dem Weg zum Flughafen ist, um nach Hause zu fliegen.

»Und wo ist das, zu Hause?« Dilly würde jetzt alles geben, um auf einen Bundesstaat zu wetten und zu sehen, ob er recht hat.

»USA. Oregon.«

»*Wirklich?*« Mir wird bewusst, dass meine Stimme schrill klingt, schockiert, und seine dunklen Augenbrauen wandern hoch. Ich kann ihm nicht sagen, warum. Dass es der Ort ist, an den Ed gegangen ist. Dass es der Ort ist, an den *ich* mit ihm gehen sollte, für einen Neuanfang. Bis ich es nicht mehr konnte. Bis ich keine andere Wahl hatte, als zu bleiben. »Es ist nur ... ich, ähm, ich hatte mal einen Brieffreund aus Port-

land.« Ich schlage eine andere Richtung ein. Immer noch wahr, aber jedenfalls nicht die schwere »Mein Freund, der Arzt ist, hat mich für ein Krankenhaus in Oregon verlassen«-Geschichte, um die er nicht gebeten hat.

»Im Ernst?«

»Ich war dreizehn«, antworte ich. »Es war von der Schule aus. Wir bekamen alle einen internationalen Brieffreund zugewiesen, und irgendetwas ist passiert, ich weiß nicht, was, er war sechs Wochen nicht in der Schule. Oder vielleicht wollte er sich einfach nur vor meinen Briefen drücken, was vermutlich klug war ...«

Der Amerikaner kichert. Er hat ein nettes Lachen. Warm, aufrichtig. Und es sorgt dafür, dass ich mich ein wenig entspanne.

»... und daher habe ich stattdessen dieses absolut desinteressierte Genie zugeteilt bekommen. Hat nur zwei Briefe lang gehalten. Ich glaube, sie fand mich sterbenslangweilig. Sie hat von Frühgeschichte und Sokrates geredet, und ich kann mich nur erinnern, ein paar Fakten über Brian von den Backstreet Boys aufgezählt zu haben.«

Er kichert wieder. »Ich lebe nicht weit von Portland, um genau zu sein«, sagt er. »Eine Stunde oder zwei. An der Küste.«

»An der Küste. Klingt nett.«

Eine Verkehrsmeldung platzt durch die sanfte Folkmusik, und er streckt rasch eine Hand aus, um das Radio leiser zu stellen. Er versucht, die Musik wiederzufinden, drückt ein paarmal auf einen Touchscreenpfeil, entscheidet sich dann wahllos für einen Sender. Noch ein verlegenes Nur-für-Fremde-Lächeln huscht zwischen uns beiden hin und her.

Ich drücke auf die Seitentaste an meinem Handy. Das Akkusymbol blinkt. Natürlich. *Natürlich* lässt es sich alle Zeit der Welt, während ich mit einem Fremden in einem Wagen feststecke. »Mein Telefon ist noch immer mausetot«, sage ich zu ihm, »tut mir leid. Ich brauche nur genug, um einen Anruf zu tätigen, sollte nicht mehr allzu lange dauern ...«

Er zieht eine Schulter zum Ohr hoch. »Schon okay. Außerdem, vielleicht – um sich die Zeit zu vertreiben?« Er nimmt eine zusammengefaltete Zeitung von der Seite des Sitzes und hält sie hoch, zeigt mir ein unfertiges Kreuzworträtsel, rotes Kugelschreibergekritzel in ein paar Feldern. »Zwei Köpfe sind besser als einer, oder?«

Ich schweige einen Moment. »*Im Allgemeinen.*«

»Im Allgemeinen?«

»Was Kreuzworträtsel angeht, ist ein Kopf und einer, der nicht meiner ist, vermutlich besser. Was Geografie angeht, auch, ehrlich gesagt.«

Er lächelt. Ein kommaförmiges Grübchen zeigt sich in seiner Wange, und irgendetwas glimmt in meinem Magen auf, wie ein Funke. »Na ja, du wusstest immerhin, dass Portland in Oregon ist.«

»Das stimmt.«

»Na bitte. Die meisten Leute hier drüben hören mich reden und sagen: *New York?* Oder: *Bist du aus Kalifornien?* Kennst du *Keanu Reeves?*«

Ich lache. »Ja, für uns existieren keine anderen Bundesstaaten, leider.«

»Ach nein?«

»Nein, leider nicht. Für uns arbeitet jeder Amerikaner für Paramount Pictures und geht zum Abschlussball und kennt

vermutlich jemanden namens *Chad* ...« Ich erstarre. »Gott, und jetzt habe ich natürlich Sorge, du könntest Chad heißen, und ich habe ganz bestimmt nicht gemeint ...«

»Sam. Ich bin Sam.«

»Sam.« Sam. Klingt logisch. Er sieht aus wie ein Sam. Sam ist ein starker, klassischer, sicherer Name, und irgendwie bin ich überzeugt, dass er das alles auch ist. »Ich bin Noelle.«

»Noelle. Wie ...«

»Weihnachten, ja.«

»Ich wollte sagen ... *Gallagher*.« Seine Wange zuckt von einem verlegenen, schüchternen Lächeln, und ich kann nicht sagen, ob er einen Witz macht oder nicht.

»Das ist *Noel*. Ich bin Noelle. No-elle. Noel, aber mit einem zusätzlichen L und E am Ende. Ein sehr wichtiges Detail.«

Er nickt. »Noelle.«

Ich lächle »Korrekt.«

Er hält einen Kugelschreiber über der Zeitung auf seinem Schoß in der Schwebe. »Okay, Noelle *Nicht*-Gallagher. Wie bist du in antiker Philosophie? Sechzehn senkrecht macht mir irgendwie Kopfzerbrechen.«